

werden durfte, war der Autor zu einer schemamäßigen Darstellung gezwungen. – Hier und da werden Urteile abgegeben oder Behauptungen aufgestellt, die etwas gewagt erscheinen (31: handbuchartige Einteilung von Aktivität und Passivität „ist nicht nur psychologisch gefährlich, sondern auch gnaden-theologisch falsch“; 34: „Aszese sei Einübung des Todes, ist zu moralisch und zu negativ“). Man würde gerne Begründungen für solche Urteile hören. Leider ist die verwendete Literatur nicht immer angegeben, sondern nur darauf verwiesen.

Doch tun diese kleinen Mängel dem Faszikel keinen Abbruch: er ist interessant, sehr lesenswert und gibt einen guten Überblick über die anliegenden Probleme einer Spiritualität heute. *Bernhard Raas, Münster*

Zur personalen Reife Eheloser und Verheirateter

Friederike Lenzeder, Personale Reife und Klosterleben. Eine psychologische Untersuchung an Ordensfrauen, Wiener Dom-Verlag, Wien 1972.

Vielleicht lag es schon am Titel und besonders am Untertitel, daß das Buch von F. Lenzeder, das die Bearbeitung einer Dissertation darstellt, eingereicht beim Vorstand des Psychologischen Instituts der Universität Salzburg, Professor Revers, von manchen Kreisen heftigste Ablehnung erfuhr, ehe es überhaupt gelesen wurde. Äußerst verdächtig sei, so wurde behauptet, Ordensfrauen psychologisch zu untersuchen, da das Ordensleben ja nur theologisch zu verstehen wäre. Überdies hatte man Angst, es könnten, „wenn eine Psychologin zu Wort kommt“, auch kritische, ja negative Resultate aufgezeigt werden, und diese wieder jene abschrecken, die einen Klostereintritt erwägen. Mit einem Wort: Es wurde gewarnt! Wie verhält es sich nun wirklich mit diesem Buch? Friederike Lenzeder, Redakteurin der katholischen Zeitschrift „Welt der Frau“, stellt in ihrer sehr ausgewogenen, objektiven Studie zuerst die Frage, ob die Psychologie zuständig sei in einem Bereich, „der vorwiegend von metaphysischen und religiösen Kategorien bestimmt ist“. Sie bejaht diese Frage und setzt fort: „Die Kompetenz der Psychologie

wäre nur dann überschritten, wenn sie zur theologischen Wesensbestimmung des Ordenslebens Aussagen machen wollte. Wohl aber liegt es im Bereich der Psychologie, die Auswirkungen bestimmter Zielsetzungen und Motivationen auf die Entfaltung und Reifung der Person hin zu prüfen.“

Nichts anderes als das hat die Autorin dann auch getan. Nach einem grundsätzlichen, theoretischen Teil, in dem die wichtigsten Thesen der Persönlichkeitspsychologie dargelegt werden, geht sie zur Empirie über und befragt 20 Klosterfrauen verschiedener Altersstufen auf folgende Art: Biographische Anamnese, Interview, das sich „mit persönlichen Intentionen der einzelnen Probandin, ihren Haltungen, Wünschen und Strebungen sowie ihrer Einstellung zu Beruf und Freizeit und ihren sozialen Beziehungen beschäftigt“. Schließlich ein Testverfahren, das „diejenigen Schichten der Person erreichen soll, die dem Bewußtsein unzugänglich sind und außerhalb der direkten Erfahrungsweise liegen“. Ein letzter Abschnitt befaßt sich mit den Ergebnissen dieser Einzelfallstudien, die etwa so aussehen: Schwestern, die vor ihrem Klostereintritt eine gewisse innere Selbständigkeit und Reife erlangt hatten, entfalteten diese im Kloster trotz Schwierigkeiten weiter. (Friederike Lenzeder zeigt also durchaus auf, daß es auch solche Schwestern gibt!). Jene aber, die vor ihrem Klostereintritt unselbständig, „unausgegrenzt“ waren, kamen durch das Klosterleben und im Laufe desselben nicht mehr zur inneren Selbständigkeit, konnten also nicht mehr aufholen. Nach Ansicht der Autorin deshalb, weil die klösterlichen Strukturen eher autoritativer Art sind und personaler Selbständigkeit zu wenig Raum geben. Natürlich können 20 Schwestern nicht repräsentativ für 1,250.000 Schwestern auf der ganzen Welt, ja nicht einmal für die 14.000 Schwestern in Österreich sein. Die Autorin hat dies auch nie so gemeint. Allerdings liegt die Frage in der Luft – vor allem bei den Klosterfrauen selbst –, ob es sich nicht doch „allgemein“ so verhält, wie Lenzeder es für 20 Fälle gezeigt hat; ob das konkrete Klosterleben trotz aller Erneuerungen nach dem II. Vatikanum nicht doch auf dem Gebiet der Persönlichkeitsentfaltung noch viel nachzuholen habe.

Wenn „die Wahrheit frei macht“, dürfte man sich Konfrontationen nicht entziehen. Das Buch von Lenzeder könnte ein wertvoller Denkanstoß sein – man müßte es nur unvoreingenommen lesen. *Hildegard Waach, Wien*

Laszlo A. Vaskovics, Familie und religiöse Sozialisation, Verlag Notring, Wien 1970.

Für die Kirche in einer säkularisierten Gesellschaft ist die Frage der Sozialisation im Sinn der Weitergabe religiöser Einstellungen und Glaubenswahrheiten, theologisch als Verkündigung am ehesten zu fassen, von größter Bedeutung. Für die Säkularisation charakteristisch ist die Tatsache, daß es zu einer weitgehenden Entflechtung der religiösen von den übrigen gesellschaftlichen Institutionen, wie Schule, Politik, Wirtschaft, Freizeit, Beruf, gekommen ist. Für die Kirche hatte dies zur Folge, daß im Vergleich zu früheren christentümlichen Gesellschaften die Präsenz wie die Wirksamkeit der Kirche nicht mehr durch den Staat und die von ihm dominierten Gesellschaftsbereiche garantiert ist. Die Weitergabe religiöser Einstellungen und Verhaltensweisen wird somit nicht mehr in einem gesamtgesellschaftlichen Prozeß geleistet, sondern wird zunehmend von innerkirchlichen Sozialisationsträgern abhängig. Als solche kommen vor allem die Familien und diesen nahestehende Gruppierungen sowie kirchliche Erziehungseinrichtungen (Unterricht in Pfarren, Religionsunterricht, Kinder- und Jugendgruppen) in Frage. Im Sinn einer möglichst effektiven Sozialisationsleistung wird man natürlich für einen Einsatz aller nur möglichen Sozialisationsträger sein. Die heute knappen pastoralen Mittel zwingen aber zur Frage, welche Sozialisationsbemühungen letzten Endes entscheidend und daher besonders zu fördern sind.

Ein langfristiges Untersuchungsprojekt des Instituts für kirchliche Sozialforschung in Wien geht schon seit längerer Zeit dem Thema Familie und Religion nach. Erhebungen in Krems, Eisenstadt und Salzburg galten vor allem dem Zusammenhang zwischen Kirchengang der Eltern und der Kinder. Die Salzburgstudie versuchte, auch die Großeltern-generation miteinzubeziehen. In allen drei Städten konnte zwischen Eltern und Kin-

dern eine zwar unterschiedliche, aber immerhin beachtliche Homogenität im Kirchengangverhalten festgestellt werden, indem sich Eltern und Kinder gleich verhalten und entweder alle in die Kirche gehen oder eben nicht gehen. Vaskovics hat nun die umfangreichen Daten der Salzburgstudie weiter analysiert und festzustellen versucht, ob die vorgefundene Verhaltensgleichheit auf eine Sozialisationswirkung der Familie zurückgeführt werden kann. Dies sollte u. a. durch Überprüfung der Sozialisationsziele und -praktiken der Eltern geschehen. In seiner Analyse (vgl. IKS-Berichte 78 a, b, 79 a, b) ist Vaskovics zum Ergebnis gekommen, daß die Familie bei der Weitergabe religiöser Einstellungen und Verhaltensweisen eine ganz entscheidende Rolle spielt.

Der Verfasser weist freilich selbst auf die Grenzen seiner Arbeit hin. Die Ergebnisse gelten für Salzburg, können also allein deshalb schon nicht unbesehen verallgemeinert werden. Zudem besteht die Schwierigkeit, daß zwar feststeht, die Familie sei bei der religiösen Sozialisation von maßgeblicher Bedeutung. Der Verfasser setzt das Gewicht der Familie auch sehr hoch an. Unter Fachkreisen ist aber in der Zwischenzeit darüber eine Diskussion entstanden und noch nicht zum Abschluß gekommen, ob die Bedeutung der Familie nicht doch zu hoch eingeschätzt sei. Um darauf eine endgültige Antwort geben zu können, müßten alle möglichen Sozialisationsträger in einer einzigen Untersuchung gemeinsam studiert und verglichen werden. Dies ist jedoch (in der Salzburgstudie) noch nicht geschehen. So wichtig daher die methodischen Überlegungen sowie die Ergebnisse der Salzburger Familienuntersuchung sind, für tiefgreifende Veränderungen in einem Pastorkonzept reichen sie noch nicht aus. Wohl aber bestätigen sie die vorwissenschaftlichen Erfahrungen vieler Seelsorger, daß für die religiöse Erziehung das Elternhaus eine große Rolle spielt. Der Problematik einer familiengerechten Seelsorge, also einer Pastoral vor allem an den Eltern, sowie einer elternhausorientierten Kinder- und Schulseelsorge, wird man deshalb zunehmend Interesse und Forschungsmittel schenken müssen. *Paul M. Zulehner, Wien*